6. XXXV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Donnerstag, 4. Januar 1906

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Konfession und Justiz.

Aus richterlichen Kreisen wird uns geschrieben: Nach glaubwürdiger Meldungen ist gegen diejenigen Referendare, die die Stellung der Justizverwaltung gegenüber den jüdischen Juristen durch einen im Ton der „politischen Bilder“ gehaltenen Hymnus jüngst zu verherrlichen gesucht haben, das Disziplinarverfahren eingeleitet worden. Das ist hochnotpeinlich, ist vorläufig aber noch mit Skepsis aufzunehmen. In der Hauptsache würde es darauf ankommen, ob das Ergebnis dieser Disziplinaruntersuchung sein soll. Und in dieser Beziehung darf man seine Erwartungen nicht zu hoch schrauben. Man wird den jungen Herren Jugend zugute halten. Man wird ihnen nicht mit Recht mildernd anrechnen, daß den Sängern des Liedes doch deutlich die Tatsachen recht geben. Und man wird endlich auch die niedrigen Auffassung von den verfassungsmäßigen Rechten eines jeden Staatsbürgers vielfach auch bei ihren älteren Kollegen begegnen. Es ist übrigens nicht gerade Breslau, wo der jüngere Nachwuchs der Juristen seine antisemitischen Orgien feiert. Daß gerade ihr Treiben an die große Glocke gekommen ist, ist der Herren persönliches Pech. An anderen Sitzen der Oberlandesgerichte bestehen die Referendarienvereinigungen mit antisemitischer Tendenz. Sie müssen als unangemessen oder auch nur als ungeschickt empfunden werden, weil ihnen selbst Oberlandesgerichtspräsidenten, die anscheinend vorurteilsfrei sind, nicht entgegenzutreten wagen.

Das sind traurige Zeichen der Zeit, für die freilich nicht etwa die Justizverwaltung verantwortlich gemacht werden kann. Der Antisemitismus hat eben auch von der Justiz Besitz ergriffen. Wie sollte es auch anders sein, nachdem die Erziehung im Hause, der Verkehr in der Schule und nicht zuletzt auch das Treiben auf der Universität die Nichtachtung der Juden mit Vorbedacht und sehr groß gezogen haben? Was eingesogen ist, kann nicht dem Augenblick, wo man die heiligen Hallen der Gerechtigkeit betritt, nicht plötzlich abgestoßen werden. Und schließlich braucht der Jurist ja auch nur auf dem Richterstuhle blind zu sein. Wer sich freilich seine Unbefangenheit nicht außerhalb des Gerichtssaales bewahrt, dem wird sie meist auch auf der sella curulis fehlen. Deshalb klingt leider nur zu wahr, was kürzlich von dem Richter einer Strafkammer erzählt wurde, der angeblich gesagt hat, daß er in Sachen eines jüdischen Angeklagten auch einem beschworenen jüdischen Zeugnisse nicht glaube. Das Beispiel könnte leicht noch durch viele andere vermehrt werden, und wenigstens würden vielleicht die Kontner nicht zum großen Angedenkens dazu einen Beitrag liefern können.

Des antisemitischen Zuges Herr zu werden, wird der Justizverwaltung nicht ganz leicht sein, mag auch der weitaus größte Teil der Richter, Staatsanwälte und Rechtsanwälte ihm fernstehen. Aber um so mehr ist ihr der Vorwurf zu machen, daß sie den vorhandenen Antisemitismus durch die offenbare Zurücksetzung der jüdischen Juristen noch bestärkt. Die erniedrigend es für diese Herren sein muß, hinter ihren christlichen Kollegen zurückstehen zu müssen, selbst wenn sie ebenso viel und noch mehr leisten als diese, wird jeder Einsichtige fühlen. Aber dabei hat es leider nicht sein Bewenden. Wer von seiner vorgesetzten Behörde zweitklassig behandelt wird, kann auch seinen Kollegen nicht gleichwertig angesehen werden. Noch mehr aber wird das urteilslose Publikum ihn in der Bewertung herabsetzen. Und hierin liegt eine Gefahr für die Rechtsprechung, da die verschiedene Behandlung der einzelnen Beamten Mißtrauen gegen die schlechter Behandelten hervorrufen muß. Gewöhnlich dreht man allerdings den Spieß um und meint, man müsse die Zahl der jüdischen Richter und Notare beschränken, weil ein großer Teil der Bevölkerung ihnen nicht das volle Vertrauen entgegenbringe. In Wahrheit ist das, wie eine Umfrage ergeben würde, nichts weiter als antisemitisches Gewäsch. Das gewinnt aber bei den Einsichtslosen um so festeren Boden, wenn man es immer wieder in die Welt hinausbläst und gar die Justizverwaltung ihm selbst noch Rechnung trägt. Das Schlagwort „Nur deutsche, nur christliche Richter“, welches Herr Oertel in seinem letztversandten Probeextrakt der „Deutschen Tageszeitung“ in die Welt schreit, ist in seinem ersten Teile selbstverständlich, in seinem zweiten aber verfassungswidrig. Daran ändert man nichts, auch wenn man noch soviel von dem Rechte der Krone in Ansehung der Beamtenauswahl spricht. Es mag zugegeben werden, daß die Juden, nachdem sie solange im Ghetto geschmachtet, noch vielfach Unebenheiten besitzen, die sie ausnahmslos zu allen Stellungen zurzeit nicht reif erscheinen lassen. Aber das berechtigt nicht, sie alle nach der gleichen Schablone zu behandeln, zumal es auch auf der Gegenseite Leute „ohne Umsicht, Takt und Lebenserfahrung“ gibt. Man versuche doch einmal, die einzelnen individuell zu sichten und zu werten. Unbedingt wird dann das Ergebnis ein gerechteres, aber auch für die Rechtspflege fruchtbringenderes sein, weil es Männer von zuweilen hervorragenden Fähigkeiten dem Staate an den geeigneten Stellen nicht entzieht und arbeitsfreudig erhält. Fruchtbringender übrigens nicht allein für die Rechtsprechung, sondern auch für das politische Ganze. Denn mögen auch die jüdischen Richter, Assessoren und Anwälte ihre Zurücksetzung mit bewunderungswürdigem Gleichmut ertragen, darüber darf man sich nicht hinwegtäuschen, daß die jüdischen Mitbürger an sich an der Ungerechtigkeit gegenüber ihren Glaubensgenossen Ärgernis nehmen, indem sie es als eine Unbill empfinden, bei gleichen Pflichten nicht auch gleiche Rechte für sie anerkannt zu sehen. Und sollte hierin nicht vielleicht auch ein Grund für den Zuwachs der Sozialdemokratie liegen? Wäre das der Fall, dann wäre es wenigstens eines der „kleinen Mittel“ zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, wenn man hier Umkehr hielte. Der große Kanzler hat den Antisemitismus in Deutschland einziehen lassen, weil er mit ihm viele heterogene Elemente unter einen Hut zu bringen und sich dienstbar zu machen hoffte, mit Vorzug aber, um den verhaßten Liberalismus zu schwächen. In gewissem Umfange ist ihm beides gelungen, aber nicht genug hat er doch nicht gesehen. Er hat den Staat durch den Antisemitismus nicht allein Kräfte entzogen, er hat nicht allein verhetzt und verlästert, sondern er hat leider noch einer staatsfeindlichen Partei in Gestalt von Intelligenz und Kapital Mittel zugeführt, über die sie sonst kaum verfügt haben würde. Der jetzige Justizminister ist ein neuer Mann. Würde er es doch als seine Pflicht empfinden, nicht allein in der Justiz, sondern im ganzen Staatsleben die Beobachtung der verfassungsmäßigen Rechte eines jeden Staatsbürgers der Regierung einzuschärfen und sie daran zu erinnern, daß die einzelnen Konfessionen verfassungsmäßig an keiner Stelle verschieden behandelt werden dürfen.

---

* In Breslau ist es zu einem **Konflikt** zwischen dem Oberbürgermeister Dr. **Bender** und den **städtischen Arbeitern** gekommen. Die Arbeiter hatten fünf Kollegen beauftragt, beim Magistrat um eine Teuerungszulage einzukommen. Die Audienz fand auch statt, aber das Gesuch um Teuerungszulage wurde abgelehnt, und der Sprecher der Deputation, Reichelt, erhielt seine Entlassung. Ueber die weitere Stellungnahme der städtischen Arbeiter berichtet folgendes Privat-Telegramm, das uns aus Breslau zugeht:

In einer gestern im Gewerkschaftshause abgehaltenen, von etwa 1000 Personen besuchten Protestversammlung von städtischen Arbeitern aller Kategorien wurde in einer scharfen Resolution Einspruch erhoben gegen die plötzliche Entlassung des Vorführers der Arbeitersdeputation beim Oberbürgermeister Bender, des Gasarbeiters Reichelt, und ferner gegen das koalitionsfeindliche Verhalten des Oberbürgermeisters, das die Gemeindearbeiter zu erneutem scharfen Zusammenschluß veranlasse.

Anscheinend mit Rücksicht auf diese Differenzen scheint die Einrichtung von Arbeiterausschüssen in Breslau geplant zu sein, über die wir schon im heutigen Morgenblatt berichteten.

Nochmals: Mecklenburg, wie es ist.

Von demselben mecklenburgischen Geistlichen, der in letzter Zeit wiederholt im „Berl. Tgbl.“ zu Worte kam, erhalten wir mit Bezug auf die in Nr. 661 vom 30. Dezember abgedruckte Zuschrift aus Mecklenburg folgende Ausführungen:

„Das in dem Artikel erwähnte Diner oder Souper, das der Landesherr den Mitgliedern des mecklenburgischen Landtages geben muß, ist ein sehr behagliches. Die Herren setzen sich allabendlich zum Spielen nieder, dann werden Speisen und Weine auf die Spieltische gesetzt, und diese Schmausereien kosten ganz erkleckliche Summen. Ueberhaupt hat Moritz Wiggers in den „Meckl. Nachrichten“ nachgewiesen, daß der jetzige Landtag mehr kostet als der von 1849, obgleich dieser Diäten bekam.

Den Erbvertrag von 1442 mit Preußen hält man gewöhnlich für einen gegenseitigen, so daß der Großherzog auch einmal König von Preußen werden könnte. Damit ist es nichts. Denn er ist nur ein einseitiger aus folgendem Grunde: Während der schwachen Regierung der Bayern und Luxemburger hatten die Nachbarn Stücke von Brandenburg losgerissen. Diese unleugbare Tatsache mögen sich die „Mecklenburger Blätter“ einmal hinters Ohr schreiben, wenn sie wieder Lust empfinden sollten, über Preußens „Raubsucht“ zu wettern. Preußen annektierte 1866 zum Wohle Deutschlands und unter lebhaftem Beifall aller wirklichen Patrioten. Die früheren Annexionen auf Brandenburgs Kosten aber gingen nur aus Raubsucht hervor und schädigten den Staat, ohne dessen Existenz Deutschland längst wie Polen unter die Nachbarn verteilt wäre. Der Kurfürst (nicht Markgraf) Friedrich II. (1440—71) ließ Mecklenburg seinen Raub, dafür mußte es aber jenen Erbvertrag schließen, der nach Aussterben der mecklenburgischen Fürsten Mecklenburg an Preußen bringt. Aehnlich verfuhr er mit Pommern. Dieses starb schon 1637 aus.

Daß Adolf Friedrich morganatisch verheiratet ist, habe ich nie gehört. Jedenfalls hat er keine erbberechtigten Söhne. Der Prinzgemahl der Niederlande würde aber ohne weiteres folgen. Denn der König von England war ja auch Kurfürst von Hannover und der Kurfürst von Sachsen König von Polen.*) Paul Friedrich hat nicht wegen seines Katholizismus verzichten müssen, sondern freiwillig verzichtet, weil dafür seine Schulden bezahlt wurden. Auch hat er nicht völlig verzichtet, sondern, wenn alle anderen ausgestorben sind, dann folgt er doch. Denn man hat hier solche Angst vor Preußen, daß man lieber einen katholischen als einen preußischen Fürsten haben will. Auch der griechisch-katholische Michael von Strelitz ist erbberechtigt.

*) Der Vergleich trifft nicht ganz zu. Heute wäre ein solcher Zustand nicht mehr möglich. Red.

Aus den Berliner Kunstsalons.

Der Verein Berliner Künstler bereitet für Meister Oberländer, der seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hat, eine besondere Huldigung vor. Er hat ihn zu einem Festmahl geladen, an dem man gewiß dem Münchener beweisen wird, daß die Preußen anders sind, als sie seine Stammesgenossen sich vorstellen, und daß sie, wenn sie einmal lieben, auch warm werden können. Ich finde die Idee sehr schön. Es wird an diesem Abend einmal die erträumte Zukunft vorweg genommen werden, in der man überall in Deutschland die besten Deutschen ehren soll, ohne nach ihrem engeren Vaterland zu fragen. Und es ist nicht mehr als Pflicht, daß Berlin, das immer weitherzig in diesen Dingen war, den Anfang macht.

Auch das ist schön, daß man früh anfängt, die Stimmung für dieses Fest vorzubereiten, und zwar durch das beste Mittel, durch eine Oberländer-Ausstellung im Künstlerhause. Mit dem hellen und lächelnden Gesicht, mit dem die Menschen aus diesem Saale kommen, sollen sie an jenem Abend erscheinen.

Niemand wird erwarten, in dieser Ausstellung viel Neues zu finden. Dazu sind Oberländers Arbeiten durch die „Fliegenden Blätter“ zu bekannt geworden. Aber es muß nicht immer Neues sein. Gutes soll wiederkehren. Wie man ein Gedicht, ein Buch erst dann recht eigentlich genießt, wenn man seinen Inhalt schon kennt, so ist es auch mit dem Bilde. Und gerade Wihblätter werden gar zu rasch überflogen, viel zu rasch, um die Fülle von Feinheiten, die in einem echten Oberländer stecken, herauszulesen. Hier kann man sich vertiefen, und erst in vertiefstem Schauen fließt die unsagbare Behaglichkeit dieses humorvollen und feinen Weltkenners in uns über.

Zwischen den Zeichnungen hängen farbige Studien und Bilder. Die Studien, Landschaften, sind einfach, mitunter — man braucht das bei der Höhe der Gesamtleistung nicht zu verschweigen — banal, meist aber poetisch. Ein altes Dorf, ein Stückchen Wald geben volle Stimmungen. Auch die Bilder sind verschiedenen Wertes, aber die guten, der „verlorene Sohn unter den Schweinen“ mit der Heide, über deren Horizont der volle Mond emporsteigt, der „Bauer und der Teufel“ mit den famosen Teufelsnutten und dem Stückchen Abendlandschaft, das man durch die offene Tür sieht, der Satyr „unter dem Weinstock“, gehören für mich zu dem Besten, was heute in Deutschland gemalt wird. Hier verbindet sich eine ganz eigene und deshalb auch moderne Empfindung mit einer Kunst des Ausdrucks, die alle Mittel der guten Tradition beherrscht. Man muß das immer wieder hervorheben, da Oberländers Malerqualität von den Menschen, deren Augen durch die modische Brille sehen, nicht genug gewürdigt oder gar schlechtweg geleugnet wird. Es braucht sich aber doch nicht immer zu wiederholen, daß solche Werke erst nach dem Tode ihres Schöpfers „entdeckt“ werden.

Eine Anzahl von Künstlern ist mit Kollektivausstellungen vertreten. Der Dresdener Maler William Krause, der seine Stoffe aus dem Leben wendischer Bauern nimmt, ist ein gutes Talent. Besonders Köpfe in bunter Kreide zeigen eine ungewöhnliche Sicherheit der Form. Unter den Oelmalereien runden sich nicht alle zum Bilde, ganz wohl nur die Stube mit der Bäuerin am Spinnrocken. Der „Hochzeitszug“ und das „Begräbnis“ sind bei aller Durchführung mehr Studien geblieben und haben ihre besten Stellen in der Landschaft, für die auch einige kleinere Bilder den Maler begabt erscheinen lassen. Man hat an neuen Talenten nicht mehr die Freude wie früher: die meisten verlieren sich in die Breite, statt in die Tiefe zu dringen. Der Tiermaler Hans Schmidt ist frischer und eigener und mannigfaltiger auf einem kleineren Gebiet. Seine Farbe ist kräftig, und er sieht wirklich Bilder. Aber er beherrscht die Form nicht genug, und manchmal erscheinen die Tiere wie aus Holz geschnitten. Hans Meyer gibt fein gezeichnete Aquarelle aus den Bergen und aus Italien, manche etwas dünn und trocken, aber viele auch kraftvoll und von schöner Wirkung. Hans Bohrdt erzählt in seiner gewandten Sprache von einer Nordlandfahrt. C. Fehr hat hübsche Stimmungen aus der Gegend von Mölln mitgebracht. Der Bildhauer Hans Harry Liebmann ist in Rom unter den Einfluß des Hildebrandtschen Kreises gekommen, und man kann noch nicht recht sagen, was in ihm steckt. Vorläufig ist er nachahmerisch und befangen.

Außer diesen Sammlungen findet man einzelne Bilder von Lenbach, Kaulbach, Stuck, Thoma, Uhde, Segantini, Jakob Maris, Schönleber, Langhammer und (im Salon Rabl) von Defregger, Max und W. v. Diez.

*

Im Salon Cassirer hat Kurt Herrmann eine umfangreiche Ausstellung veranstaltet. Wie oft bei diesem Maler, so ist es auch diesmal gegangen: prächtige Stücke, die jedes Lob verdienen, und daneben so viele bunte Versuche, daß sie den Gesamteindruck bestimmen, und manche gewiß das Gute gar nicht entdecken werden.

Die modernen Maler wollen ja von der menschlichen Liebe des Künstlers zu seinem Gegenstand nichts hören. Und doch beweist jede ihrer Ausstellungen, einen wie wichtigen Faktor sie bildet, und daß auch der Begabteste nur, wo er sie hat, stark ist. Herrmanns Liebe gehört toten Dingen oder, richtiger, Dingen, die man gewöhnlich tot nennt, Tellern, Vasen, Flacons aus Glas, Porzellan, Fayence. Für ihn sind sie nicht tot, sondern sie wölben und schwingen sich in edlen Linien und brüsten sich in erlesenen Farben. Sie sind — er wählt eben keine anderen — Individuen, denen er den denselben Respekt entgegenbringt wie andere einem Menschen, einem Baum, einer Blume. Wie solche Dinge aussehen, wenn man sie ohne diese Gesinnung malt, das kann man in dem vorderen Raume desselben Salons an den Stilleben Breyers sehen.) Er ruht nicht, bis er ihr vollendetes Porträt gegeben hat. Dann erst rangieren für ihn die Früchte, darauf die Blumen, deren Leben er trotz aller feinen Beobachtung der Farben kaum spürt, danach die Bäume. Und genau dieselbe Rangordnung gilt für seine Bilder. So sehr, daß man ohne die Bezeichnung nie darauf kommen würde, daß derselbe Maler es ist, der dieses Väschen so fein und diesen Baum à la Van Gogh so grob hingesetzt hat.

Halten wir uns an seine Stärke! Ich habe schon neulich gesagt, daß niemand heute diese Dinge so fein gibt wie Kurt